

Heimgesunden.

Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein schlanker Hauptmann trat aus dem Gewühl an die beiden heran. Eine schmale schwarze Binde schlang sich um seinen Hals. In ihr hing sein linker Arm. Das Gesicht hatte eine fahlbraune Färbung, düster blickten die schwarzen Augen. Unruhig sah er Helma an.

„Jesko!“

Das Mädchen ließ den Arm Waldemars los und warf sich in des Hauptmanns Arme, ihn fest umklammernd. Mit lächelnder Teilnahme sah das Publikum der Szene zu.

Endlich rief der Graf fast fröhlich: „Na, Herr Kamerad, bekommen ich keinen Gruß?“

„Verzeihung, Erlaucht.“

Sie schüttelten sich die Hände.

„Döbbeln, bleiben Sie mir mit der Erlaucht vom Halse. Ich kann sie unter Kameraden nicht ausstehen! Außerdem stehen wir uns doch andersseits so nahe, daß wir es bei dem Vornamen beruhen lassen wollen! Sie würden mir einen Gefallen damit erweisen, Jesko.“

„Um, ja — wie Sie wünschen, Er — Waldemar!“

Sie fuhren in die Pension am Faulbrunnen, wo Jesko wohnte. Als sie dort einen kleinen Imbiß einnahmen, feuerte Waldemar gleich direkt auf sein Ziel los.

„Ich denke, wir erledigen gleich das Geschäftliche, wenn Sie nichts dagegen haben, bester Jesko!“

Dieser zog die Stirn kraus.

„Verzeihung, ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Nun, das wird schon kommen“, versetzte er zuversichtlich. „Wie leid es mir tut, daß Sie infolge Ihrer Verwundung für den

weiteren Militärdienst nicht mehr in Frage kommen, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern. Aber nun tritt die Frage wegen der Zukunft an uns heran.“

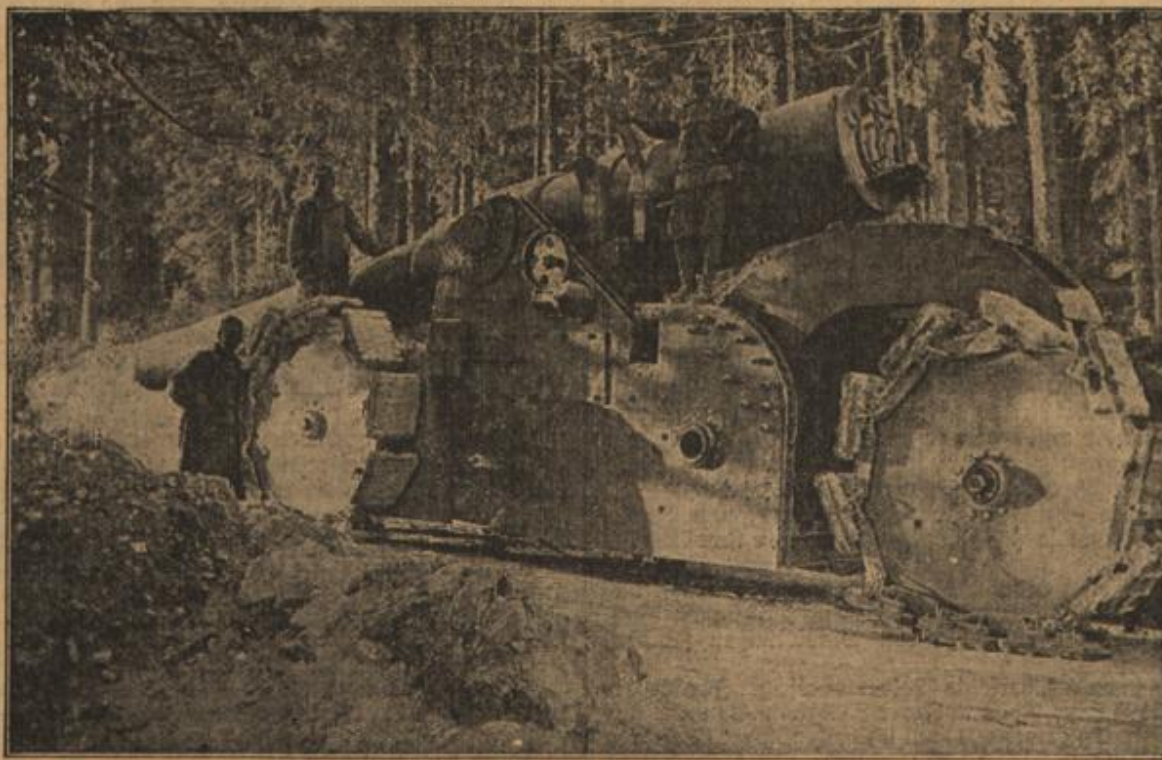
„Erlauben Sie bitte, daß diese Frage zunächst doch keine allgemeine ist und — —“

„Selbstverständlich geht sie uns allein an, sonst keinen Menschen!“ Jesko wollte einen Einwand erheben, aber Helma drückte angstvoll seine Rechte, da unterließ er es seufzend.

„Lassen Sie mich bitte einmal ausreden und dann geben Sie Ihre Meinung kund. Seit Ihrer Verlobung mit Helma gehören Sie unserer Familie mit an, welche Ehre wir wohl zu schätzen wissen. Daher haben wir auch die Verpflichtung, uns um Ihr Wohl und Wehe zu kümmern, nun Sie im Dienste für das Vaterland Ihrem geliebten Beruf entsagen müssen. Ich beabsichtige nun nicht, Sie in irgendwelcher Weise zu beeinflussen, oder Ihren Entschlieungen zuvorzukommen, sondern mache lediglich einen Vorschlag. Zunächst wird es wohl Ihr Wille sein, so rasch als möglich zu heiraten. Nachdem Sie den Abschied erhalten

haben, sind Sie ja frei. Dann ist da die Existenzfrage, zu der ich mir folgenden Vorschlag erlaube. Das Schloßchen und das Gut Lammwald, dessen Einkünfte Frau von Triebberg sowieso gehören, nehmen Sie als Ihren Wohnsitz. Das Schloßchen, es ist allerdings sehr klein, und mehr Landhaus, soll meine Hochzeitsgabe für Helma sein. Sind die Einkünfte auch nicht gar groß, so können Sie doch mit Hilfe der Pension ganz bequem leben

und wollen Sie ein übriges tun, so lernen Sie das Gütchen selbst bewirtschaften, dann sparen Sie den Verwalter und können somit für spätere Zeiten einen Notpfennig zurücklegen. So, — das ist, was ich Ihnen als Haupt der Familie Ihrer Braut vorzuschlagen habe. Aber nun kommt noch ein anderes. Durch meinen zweiten Vorschlag möchte ich Ihnen beweisen, daß ich Ihnen in



Ein erobertes italienisches Schiffsgeschütz, das in den österreichisch-ungarischen Ziellungen gegen seine früheren Besitzer verwandt wird.

eine kurze, aus 8 Maschen bestehende Reihe eingeschoben, die 8te Reihe bis zum Ende gearbeitet und da auch die kurze Reihe eingeschoben. Die 8te—10te Reihe wieder in eins arbeiten, in jeder Reihe die Maschen vor und nach dem glatten Fußblatt zusammennehmen. Die 11te—13te Reihe endigt 2, 3 und 4 Maschen vor dem Fußblatt, 2te Seite ebenso arbeiten. Naht vom Futter und Oberteil hinten schließen, beide Teile am oberen Rand mit rosa Perlgarne zusammenhäkeln, dabei die kleinen Spangen auf je 6 Luftmaschen mit fester Masche darauf. Als Abschluß eine kleine Krause aus je 2 Stäbchen in 1 Masche gestochen, Gruppen wechselnd in die obere und zweitoberste Reihe.

Unsere Bilder

Groß und klein gefüllt sich gern. Wir zeigen hier zwei Soldaten als gute Freunde, die in einem größeren Truppenlager zusammengetroffen sind und sich an ihrer Größe messen. Ein Volksherr, wie es jetzt das deutsche Heer ist, besitzt natürlich die verschiedensten Größen in seinen Soldaten, da eben jeder gesunde Mann, ob groß oder klein, das Vaterland zu verteidigen hilft.

Erzleutnant Generalleutnant Ritter von Anckl, welcher vom Kaiser unlängst das Eichenlaub zum Orden „Pour le mérite“ verliehen erhielt. Er ist Kommandeur der überall bewährten 11. Infanterie-Division (Armeeoberkommando Radens), die auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen in West und Ost unvergängliche Lorbeeren geerntet hat, wie der Kaiser in einem Handschreiben wörtlich zum Ausdruck brachte.

Eine öfter. Verpflegungsstation in einem Hafenort der südlichen Adria. Die Zufuhr der Verpflegung für die an der Adria stehenden öfter. Truppen erfolgt trotz der Kriegswirren meist durch Schiffsverbindungen, wie sie unser Bild zeigt, und es ist damit der beste Beweis erbracht, daß die Adria bisher noch frei ist und Italien nicht diesen Meeresstreifen beherrscht.

Allerlei

Ein bedeutungsvolles Hurra. Bei den Kämpfen in Flandern erhielt die Kompagnie eines Regiments den Befehl, eine Brücke zu stürmen. Als sich die Kompagnie auf verhältnismäßig kurze Entfernung der Brücke genähert hatte, rief ein Soldat: „Hurra!“ Kaum war der Ruf ertönt, so ertönte er ein hundertfaches Echo: „Hurra, hurra!“ schallte es über das Feld. In demselben Augenblick flog unter ohrenbetäubendem Knall und Krach die Brücke in die Luft. Der Feind war durch das vorzeitige Hurra getäuscht worden und hatte die Brücke um einige Minuten zu früh gesprengt. So wurde durch das Hurra die ganze Kompagnie gerettet. H. B.

Kriegshunde. In dem gegenwärtigen Kriege spielen bekanntlich die Sanitätshunde eine große Rolle. Sie leisten beim Auffuchen des Verwundeten große Dienste. In früheren Zeiten waren Kriegshunde eine bedeutende Macht, die dem Feind viel zu schaffen machte. Als Marius bei Verceil (101 v. Chr.) die Zimbern besiegte hatte, mußte er noch einen hartnäckigen Kampf gegen die zimbriischen Weiber mit ihren Hunden ausfechten. Die Spanier verwendeten bei der Eroberung Mexikos große Bullenbeißer. Auch die Engländer bedienten sich auf Jamaika gegen die Maronnegger der Bullenbeißer. Im Mittelalter wurden oft gepanzerte Doggen in die Schlacht geschickt. Am Rücken dieser Kriegshunde waren lange Messer und Brandtöpfe befestigt. So stürmten sie rabelweise den Mittern entgegen. Zwar konnten sie diesen selbst nicht viel anhaben, aber sie wurden durch Beißen, Stechen und Brennen den Pferden sehr gefährlich und erschütterten infolgedessen die feindliche Schlachtlinie oft derart, daß sie dem folgenden Angriff nicht mehr standhalten konnten. H. B.

Ein Thron, den niemand zurückschob. Am Vorabend des Deutsch-französischen Krieges erschienen in einer namhaften deutschen Stadt zwei Ausländer, offenbar Franzosen, die eine mächtige Kiste als einziges Gepäck bei sich führten. Sie stiegen in einem feinen Hotel ab und hielten sich längere Zeit daselbst auf, ohne je nach der Rechnung zu fragen. Diese schwoh nachgerade zu solcher Höhe an, daß schließlich dem Hotelbesitzer bange wurde und er sich entschloß, seinen elegant und weltmännlich auftretenden Gästen die Rechnung unverlangt zu präsentieren. Darüber jedoch war die Schlacht von Sedan herangekommen, und in dem allgemeinen Siegestaumel waren die beiden Franzosen auf einmal spurlos verschwunden, ehe der Wirt seine Absicht hatte ausführen können. Die geheimnisvolle Kiste, die längst des Wirtes Neugier erregt hatte, war zurückgeblieben. Als nach geraumer Zeit sie niemand reklamirte, öffnete er sie. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er darin einen wundervoll gezeichneten, geschmückten und reich gepolsterten Thron, der den französischen Adler mit Louis Napoleons Monogramm an sich trug. In seinem Innern befand sich eine Spieluhr, die melodische Weisen spielte, sobald sich jemand auf den Thron setzte. Es blieb keine andere Auslegung übrig, als die, daß der Kaiser Napoleon, der es für selbstverständlich annahm, daß der Sieg sich an seine Sohlen heften werde, den Thron in Berlin benutzen wollte, nachdem er die Hauptstadt Deutschlands in seine Gewalt gebracht hatte. Das Schicksal vereitelte indessen seine Pläne, daher der überreichte Thron der Thronwächter. Es ging dem Kaiser Napoleon darin ähnlich wie seinerzeit dem Könige Ferras von Persien,

der, als er das kleine Giechenland mit Krieg überzog, den Maximilian gleich mitbrachte, auf dem er seine Siege verherrlichen wollte, und der nachher froh war, das nasse Leben in Sicherheit zu bringen. Der napoleonische Thron wanderte später nach England, wo die Witwe des Volksherrn ihn an irgendeinen Karitätenjamler verkaufte. E. D.

Gemeinnütziges

Kartoffelkloße ohne Milch und Ei. 600 Gramm gekochte geriebene Kartoffeln, $\frac{1}{4}$ Liter Wasser, 10 Gr. Salz, 150 Gr. Kartoffelmehl 15 Gr. Butter. Die geriebenen Kartoffeln werden mit dem kochenden Wasser vermischt, dann rührt man schnell das Kartoffelmehl dazu, formt 15 Kloße aus der Masse und läßt sie 10 Minuten lang in Salzwasser kochen. F. u. B.

Um echten Spitzen eine gute Appretur zu geben, empfiehlt es sich, sie nach dem Waschen in eine aus gleichen Teilen Milch und Wasser bestehende Mischung zu tauchen und dann erst zu glätten.

Der Anbau des Rosenkohl wird immer noch mancherorts zu früh vorgenommen. Dadurch erzielen wir aber nur kleine und wenig festgeschlossene Rosen. Diese bilden sich im Herbst erst recht aus, weshalb vor Mitte Juni nie mit dem Pflanzen begonnen werden sollte. Auch das Dichtpflanzen bewirkt mangelhafte Knospenbildung. Rindeabhand sollte sein: 60 Zentimeter nach allen Seiten.

Antraut auf dem Komposthaufen darf dort nicht geerntet werden; es geht und muß deshalb entfernt werden. Mit dem späteren Anpflanzen von Kürbissen auf dem Komposthaufen ist es anders. Durch die Veranlassung soll der Haufen vor Austrocknung geschützt werden.

Das Aubrennen von Hülserfrüchten wird vermieden, wenn der Boden der Töpfe vor dem Gebrauch tüchtig mit Sped eingerieben wird. Auch ist es sehr zu empfehlen, alle Hülserfrüchte eine Nacht lang einzuwässern, am andern Morgen aber mit kochendem Wasser aufzusetzen.

Leere Fässer brenne man nicht mit Spiritus aus, damit ist eine Explosionsgefahr verbunden. Man reinigt die Fässer ebensogut mit heißer Sodalauge, die durch Schwefeln gut im Innern verteilt wird. Dabei werden weder Fässer noch Menschen in Gefahr gebracht.

Blutungen aus der Nase stillt man am einfachsten, indem man den

Blutung

B	O	N	A
O	V	I	D
N	I	K	E
A	D	E	L

Aranken Eiswasser, dem eine kleine Menge Essig zur leichteren Blutgerinnung zugelegt ist, aufsprühen läßt. Auf den Nacken und auf die Schläfen lege man kalte Kompressen. Der Patient muß ferner bei erhöhtem Kopf eine ruhige Rückenlage einnehmen. Durch starkes Schnauben wird die Blutung vermehrt. Läßt die Blutung nicht nach, dann muß man ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen.

Scharade.

Das Erste liegt am Wege dort,
Das Andre ist ein fester Ort.
Das Dritte, das ihr oftmals seht
Arbeitend an dem Ersten steht.
Julius Fald.

Homonym.

Zu läßt es, doch du läßt es nie,
Es setzt dir's auch die Kompagnie;
Du läßt's in einem schönen Land,
Dort ist's als eine Stadt bekannt.
Fritz Guggenberger.

Ziwenrätsel.

a, an, ard, du, dü, e, en, es,
garn, ge, ha, i, jam, il, is, la,
lam, le, ly, ma, me, mir, nam,
per, po, ra, ren, ri, roh, se, sem,
siz, te, ti, to, un, ver, wicht, xa.

Aus vorstehenden Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Rätsel aus Schillers „Wilhelm Tell“ ergeben. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1) Deutsche Stadt, 2) Küstenland am adriat. Meer, 3) Buch des alten Testaments, 4) Königreich in Andalusien, 5) Mäandricher Borne, 6) Rüchsenfrucht, 7) Religiöses, 8) Biblischer Frauennamen, 9) Eine der Großen Antillen, 10) Schweizer Aurfürst, 11) Griechisches Königreich, 12) Verlan der griech. Wölfe, 13) Römischer Borne, 14) Kaufmännischer Ausdruck, 15) Deutscher Adelstitel, 16) Österreichischer Kriegsheld.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 172.

Von R. Trägler.
Nové Pariské Mody 1906.
Schwarz.



White.
Matt in 2 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Wie immer das Feine, beachte nicht das Kleine.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Geisler, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

meiner Familie nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten zuer-
kenne. An Ihnen ist es, ob Sie dieselben wollen gelten lassen
oder nicht. Als ich vor nun bald zwei Jahren meinen Besitz in
Selbstverwaltung nahm, lag vieles im Argen. Da fehlte vor
allem ein tüchtiger, energischer Administrator, der den Ver-
walten und Inspektoren der Güter scharf auf die Finger paßt.
Das habe ich, so gut ich bei meiner beschränkten Zeit vermochte,
selbst ausgeführt. Aber es war eine halbe Mäxregel. Diesen
Posten habe ich Ihnen zugeordnet. Er ist schwer und verantwor-
tungsvoll. Auch kann ich denselben nur einem ganz außer-
gewöhnlich festen Menschen anvertrauen. Eigentliche Berufs-
kenntnisse sind nicht erforderlich, weil ja nur eine Kontrolle
über die Einnahmen und Ausgaben der Verwaltung und die Ver-
käufe geführt werden soll. Das kann mein alter Rentmeister von
seiner Schreibstube aus nicht. Also, wenn Sie sich entschließen
können, diesen Posten anzunehmen, würden Sie mich von einer
großen Sorge befreien und mir viel nützen. Wie gesagt, Ihre
Entschlüsse sind frei, — da haben Sie zwei Projekte, wählen
Sie. Sollten Sie aber ganz auf meine Dienste verzichten, so
würde es mir meinetwillen sehr leid tun, denn dann würde ich
meine bisherigen Schlossgäste in absehbarer Zeit verlieren. Und
nun überlegen Sie sich die Sache."

Jesko atmete schwer. Seine Rechte hielt Helmas Finger um-
klammert, daß sie schmerzten. Hier ward ihm ein Heim, eine
Stellung, eine Zukunft geboten, wie er sie sich schöner nicht träu-
men konnte. Aber geriet er dadurch nicht in Abhängigkeit? War
es kein Almosen, das man dem Kriegsbeschädigten hier aus Vater-
landsliebe bot? — Durch eigene Kraft wollte er sich eine Existenz
schaffen, niemanden etwas zu danken haben.

Aber — konnte er, durfte er denn dieses Angebot ablehnen?
Hatte nicht auch Helma Rechte an ihn? Ihrewegen mußte er
sich die Angelegenheit überlegen.

Seine Braut saß still an seiner Seite. Sie merkte, wie flug
Graf Waldemar es angefangen hatte, um seinem Anerbieten
jeden Anstrich einer willkürlich gebotenen Guttat zu nehmen.
Welch ein herrlicher Mann war doch dieser Waldemar.

Mit innerlichem Neben wartete sie auf die Antwort ihres Bräu-
tigams, der noch immer in tiefem Nachdenken verfunken dastah.
Sie betete, daß Gott seinen Entschluß segnen möge.

Es waren Minuten, welche über das Schicksal mehrerer Men-
schen entschieden. Endlich hob Jesko den Blick.

"Herr Graf, Ihr Anerbieten und Ihr Vertrauen in meine
schwachen Kräfte ist wirklich ganz ungewöhnlich und ich bin noch
unentschlossen, was ich tun werde. Käme die Entscheidung auf
mich allein an, so würde ich ablehnen. Seien Sie mir nicht böse,
aber ich muß offen sein. Sie sind mir lieb und wert. Sie sind mein
Kamerad und bieten mir in übergroßer Güte etwas ganz Hervor-
ragendes, woran ich nie zu denken wagte. Aber Ihnen, dem
Kameraden, dem Verwandten gegenüber möchte ich nicht in Ab-
hängigkeit gelangen, das wird mir schwer, ich bekenne es, ich glaube
das nicht verdienen zu können, aber wenn Helma entscheidet, —
so will ich es einmal reichlich überdenken."

Entschlossen richtete sich Helma auf. Jetzt galt es, sie setzte das
Wanze aufs Spiel. "Nein, — bei mir liegt die Entscheidung
nicht. Meine Wünsche schalten wir aus. Wo du hingehst, gehe
ich auch hin! Ich nehme kein Opfer an."

Waldemar verstand sie. Seufzend sagte er: "Dann muß ich
auch verzichten, so leid es mir tut, denn ich gebe viel auf. Wo finde
ich einen Mann, der allen Vorbedingungen für eine solch verant-
wortliche Stellung findet? Und dann kann ich ja auch nicht ver-
langen, daß Sie sich an unserer Liebe genügen lassen, wir scheinen
es doch nicht verstanden zu haben, Ihnen in der rechten Weise
entgegenzukommen. Verzeihen Sie meinen Egoismus!"

Diese beiden Entgegnungen verwirrten den guten Jesko.
Er kam sich auf einmal so selbstfüchtig vor, daß er unwillkürlich
lebhafter wurde.

"Verstehen Sie mich bitte recht. Ich möchte nur nicht, daß
meine Leistungen, die ich krüppelhafter Mensch darbringen kann,
nicht in ungleichem Verhältnis zu den Darbietungen standen,
welche Sie machten."

"Davon ist keine Rede", versetzte Waldemar eifrig. "Ihr körper-
licher Mangel spielt keine Rolle in Ihrer Tätigkeit. Es wäre mir
eine solche Genugtuung gewesen, wenn ich nach völliger Genesung
wieder ausrücken muß, meine Besitzungen unter guter Aufsicht zu
wissen. Aber da Sie persönlich sich nicht über unser Verhältnis
hinwegsetzen können, so darf ich nicht um meines Vorteils willen
weiter in Sie dringen. Ich hatte es mir so schön vorgestellt."

Jesko, dem diese Worte mehr zusetzten, als er sich eingestehen
mochte, sah Helma an. Vor seine Augen trat das Bild seiner Zu-
kunft als Administrator, dann stellte er sich den Gegensatz vor, der
eintreten würde, falls er irgendwo anders ein Unterkommen bei
einem Müller oder Schulze suchte, war da nicht auch Abhängigkeit?

Plötzlich wandte er sich hastig zu dem Grafen.

"Waldemar, es scheint, als ob meine Weigerung Sie kränkt.
Das möchte ich nicht, — Sie sollen meinen guten Willen erkennen.
Aber lassen Sie mir Zeit. Es ist schwer, seinem geliebten Beruf,
auch als armer Offizier — entsagen zu müssen. Ich will es ver-
suchen, Ihnen zu Willen zu sein. Vorerst werde ich sehen, ob es
mir gelingt, mich einzuarbeiten. Sehe ich, daß meine Kraft ge-
nügt, dann sollen Sie mich haben, wie ich bin. Das Glück wäre
ja zu groß, — ich könnte ja nicht daran glauben."

Dem Ranne, der seiner Kompanie in das tollste Feuer ohne
Zögern vorangeschritten war, den überkam eine Weichheit und
Jagdbestiebigkeit, die unendlich rührend war. Befangen streckte er
dem Grafen die Rechte hin.

Helma presste in heißem Dank ihre verschlungenen Hände auf
das pochende Herz. Waldemar vergaß sein krankes Bein und
sprang auf.

"Jesko — das ist ein Wort von Wert. So und nicht anders
konnten Sie sprechen. Ich wußte, daß es so kommen mußte, —
aber wirklich, es war nicht leicht, Ihren Stolz zu besiegen. Aber
nun sind Sie der Unsere."

"Das Anerbieten mit dem Gute Tannwald schaltet somit aus.
Ihr zweiter Vorschlag sagt mir mehr zu, weil er mir erlaubt,
Ihnen in größerem Wirkungskreise meinen Dank durch eifriges
Streben und Arbeiten abzustatten."

"Nichts von Dank, lieber Freund! Und Tannwald wird sich
der Administration, weil es im Mittelpunkt der verschiedenen
Güter liegt. Schloß Hohen-Arnstein ist wegen seiner Lage nicht
dafür geeignet. Doch nun genug von geschäftlichen Dingen, jetzt
tritt der Mensch in seine Rechte. Lassen Sie uns den Bund mit
einer guten Flasche Rheinwein besiegeln."

Waldemar verteilte ein auserlesener Radesheimer in den Römern und
die Herren plauderten über ihre Kriegsabenteuer und die Lage
Deutschlands. Aus jedem Satz klang der Stolz dieser beiden Kämpfer
heraus, daß sie hatten mitwirken dürfen zu den großen Erfolgen.

"Wie ist es mit Ihrem Arm, lieber Jesko, befindet er sich
noch in Behandlung?"

"Nein, man hat es aufgegeben und überläßt es der Natur. Er
wird nie wieder gebrauchsfähig. Was habe ich nicht alles für Kuren
über mich ergehen lassen. Nun sage ich mich, wenn auch schweren
Herzens drein. Helma, du bekommst einen fehlerhaften Gatten."

"Der aber doch ein ganzer Mann ist", setzte Waldemar hinzu.

Helma schmiegte sich an den Geliebten. "Ich möchte dich
nicht anders haben, dein Herz ist doch das Beste an dir!"

"Hört einmal, liebe Freunde, wir sind nun einmal am Pläne-
schneiden. Ich möchte da ganz diktatorisch vorgehen und versage,
daß wir alle drei und sobald als möglich uns in die Heimat be-
geben. Auf Seeburg ist ein Genesungsheim, wie ich weiß, dort
können Sie, Jesko, wohnen, bis Sie mit Helma vor den Altar
treten. Ich kuriere in Hohen-Arnstein mein Bein aus und kann
Ihnen mit allem an die Hand gehen, was zur Einführung in Ihr
Amt nötig ist. Können und wollen Sie sich hier rasch freimachen?"

"Nun hält mich nichts mehr hier, so schön Wiesbaden ist, ich
verlasse es jetzt ganz gern."

"Gut, und Helma — dürfte einverstanden sein."

"Was kann ich mir Schöneres wünschen!"

Diese Worte begleitete ein Blick, der dem armen geprüften
Jesko das Blut zum Herzen trieb.

"Ach, wird mein Mütterchen sich freuen. Sie ist jetzt auf
Seeburg und Tante Dorette wird für sie sorgen, da kann ich ruhig
sein, aber ich sehne mich, ihr mein großes Glück mitzuteilen, das
wir Ihrer Güte verdanken, Waldemar!"

"Still, damit vertreibt ihr mich. Habe ich nicht das Bewußt-
sein, jemand zu helfen, ist dies nicht das Herrlichste auf Erden?"

"Ja, zu Ihnen muß das Glück auch noch einmal kommen."

"Ich will daran glauben und hoffen! — Doch nun bitte ich
mich zu entschuldigen, da ich mein Bein gerne ein wenig hochlegen
möchte. Nein, keine Hilfe, ich kann schon allein. Auf Wiedersehn!"

Mit freundlichem Nicken humpelte er aus dem Zimmer. Jetzt
schlang Helma die Arme um den Geliebten.

"Liebster, freust du dich nicht auch?"

"Ich fah es noch nicht — du — du — sollst bald mein
sein? Wir sollen ohne Sorge und Not leben, ach — das ist mehr,
viel mehr, als ich erwartete."

"Und doch warst du bereit, dem Glück die Tür zu weisen, du
Unartiger!"

"Ich fand mich nicht gleich hinein, — der treue Waldemar
hat mich übertrumpft!"

"Das dank ich ihm, so lange ich lebe. Er war klüger als mein
hochberühmter Schatz und hat deinen Stolz bezwungen."

"Ja, möge es ihm so gut werden, wie mir."

"O, das hat noch gute Wege, ich fürchte, da gibt es noch
einen harten Kampf, bis Marga und er kapitulieren."

Sundertraum schlich ich vorbei an dir. — Ach, das Herz war mir zum Berspringen voll. Ich war wie umgewandelt. Ich floh die Menschen. Keinen, keinen einzigen wollte ich sehen. Allein nur mit meinen Träumen wollte ich sein. Und ich floh in den Wald, weit hinein, wo heilige Stille war, warf mich in die hohen Farnen, preßte mein glühend heißes Gesicht ins junge Grün und weinte vor lauter überschaumender Glückseligkeit. Ach, ich hab' dich ja so lieb gehabt, so unsagbar lieb! Aber ich war arm und du warst reich und so wurde nichts aus unsern Plänen.

Ich weiß wohl, daß du unglücklich warst, als man dir den reichen Mann aufzwang; ich konnte es damals nicht verhindern, du aber, du hättest auf mich hören sollen; ich hätte dich entführt ohne deine Reichtümer und ich hätte für dich gearbeitet, so lange ich atmen konnte. Dazu aber fehlte dir der Mut und so hast du uns beide elend gemacht fürs ganze Leben.

Ich bin dann durch die Welt gewandert, um alles zu vergessen. Und ich habe gearbeitet, ruhelos und ohne Ermatten, bis ich ein reicher Mann geworden, und ich habe alle Liebe und Weichheit in mir erstickt, denn ich wollte nur noch hassen — hassen und verachten, weil ich so früh meines Glücks beraubt worden war. Auch dich wollte ich vergessen. Nie habe ich nach dir geforscht, nie dich wiedergelesen. Und erst wenige Wochen vor meinem Hinscheiden brachte mir ein Zufall deine Spur.

Ur glückliches Weib! Jetzt warst du arm, dein Mann tot, cuet Geld hat er verbraucht, und nun im Alter warst du und deine Kinder arm und hilflos. Ich war gerächt. — — — — —

Ja, weine nur an meinem Hügel, du gute Alte, das tut mir so unendlich wohl, denn ich weiß nun ja, daß du mich nicht vergessen hast, — weine nur, aber verzweifle nicht, wenn ich auch nicht zu dir gekommen bin, ich habe dennoch an dich gedacht; der Tod, in seiner Erhabenheit, löscht ja alles aus.

Nun ist mein Testament geöffnet.

Ha! ha! ha! — So habe ich nie gelacht. Die Gesichter von meinen trauernden Hinterbliebenen. — Ja, liebe Kinder, so geht's, wenn man mit Summen rechnet, die man noch nicht hat.

Die Hälfte meines Vermögens habe ich jener armen alten Witwe vermacht und die andere Hälfte meinen Erben.

So, mein lieber Nefse, nun heißt es arbeiten, wenn man seine Schulden bezahlen will — ja, meine geliebte Nichte, jetzt mußt du deine Hoffart mäßigen, jetzt muß man sich einschränken, wenn man arbeitet nur, wie ich gearbeitet habe.

Ha! ha! ha! — wie sie wettern und toben. Jetzt heißen sie mich nicht mehr edel und hochherzig, ein alter Fülz bin ich jetzt, ein herzloser Egoist, — ihre Gesichter glühen vor Erregung, und aus den Augen funkelt die Wut, — jetzt bedauern sie sogar, eine so lustspielige Feichenseier veranstaltet zu haben!

Nur du, meine gute Alte, du bist mir dankbar. Aus deinen Freudentränen lese ich es. Ach, es ist so wohlthuend, wenn man kurz vor seinem Hinscheiden noch so ein gutes Werk tun kann. Darum bin ich auch so fri dlich eingeschlummert.

Eins aber höre noch: Sei deinen Kindern eine gute Mutter. Und wenn sie einmal ernsthaft lieben und einen Mund fürs Leben schließen wollen, tritt niemals hindernd dazwischen, sondern denke an uns, die wir beide so elend geworden sind.

Und nun leb' wohl.

Frühlingshygiene.

Von Hermann Vorkenhagen. (Nachdruck verboten.)

Der Frühling steht vor der Tür. Da ist es Zeit, auch daran zu denken, wie man im Frühling seine Gesundheit pflegen muß. Zwar meinen viele, darüber brauche man sich in der Frühlingszeit nicht viel Sorge zu machen, da die lindenden Frühlingslüfte keine großen gesundheitlichen Gefahren mit sich führen, aber die Erfahrung lehrt, daß wir uns gerade im Frühling ganz besonders in acht nehmen müssen, wenn wir unser Wohlbefinden und unsere Gesundheit vollkommen erhalten wollen.

Gehen wir nämlich spazieren oder arbeiten wir angestrengt im Freien, so wird es uns bald zu warm im Frühlingssonnenschein und wir ziehen den Rock aus oder lüften unsere Kleidung. Nun kommt es vor, daß wir eine Pause machen und still stehen. Da erschauern wir unter einem kühlen Luftzug, und ehe wir uns da versehen, haben wir Schnupfen und Husten weg. Dann sind wir noch gelinde weggekommen; denn wir konnten auch eine ernstliche Augenentzündung oder Rheumatismus davontragen. Besonders diejenigen, welche in der Frühlingszeit in Feld und Garten schwere, schweißtreibende Arbeit zu verrichten haben, kann eine Unbedachtsamkeit teuer zu stehen kommen.

Gefährlicher als die augenblickliche Erleichterung in der Kleidung ist ein früher Kleiderwechsel im Frühjahr. Wer sich daran gewöhnt hat, in der kalten Jahreszeit in Unterkleidung zu gehen,

darf nicht die Kleider wechseln, wenn es ihm ein bißchen zu warm wird; denn ein kalter Tag kann ihm in leichterer Kleidung höchst gefährlich werden. Daher ist es ratsam, mit dem Kleiderwechsel so lange zu warten, bis das Wetter beständig, schön und warm ist.

Aber auch die Wohnungen bergen im Frühling gesundheitliche Gefahren. Bekanntlich ist jede Hausfrau froh, wenn sie den Ofen in den Ruhestand setzen kann. Haben die Leute tagsüber im Freien ihre Beschäftigung, scheint auch kein Bedürfnis mehr vorzuliegen, die Wohnung noch zu heizen. Und doch ist gerade das Gegenteil richtig. Denn zum Essen und zur Abendzeit wird der Aufenthalt in der Wohnung notwendig. Haben sich nun die Menschen draußen warm gemacht, so wird es ihnen in der kalten Wohnung unbehaglich. Aber das Unbehagen steigert sich nicht selten bis zur Erkältung. Husten, Schnupfen, Kopf- und Gliederreizen, Durchfall, kurzum, alle Erkältungskrankheiten haben häufig ihre Ursache in den kalten Wohnungen, namentlich auf dem Lande, wo die Temperatur in den Häusern infolge der kalten Frühlingsnächte erheblich sinkt. Das Heizen der Wohnungen darf also im Frühling nicht vorzeitig aufgegeben werden.

Somit haben wir natürlich die größte Ursache, uns des Frühlings zu freuen, und die Gesundheitspflege erfordert sogar den Aufenthalt in der Frühlingsluft. Das altdeutsche Sprichwort: „Naus mit der Biege an die Frühlingsluft“ hat auch in Bezug auf die Menschen eine große Berechtigung. Namentlich diejenigen, welche sich in der Winterzeit aus Gesundheitsrücksichten viel in der Wohnung aufhalten mußten, müssen hinaus in die frische, freie Luft. Natürlich dürfen sie sich hier nicht still hinsetzen, sondern müssen sich Bewegung machen, damit ihr Blut schneller durch die Adern rinnt und die Frühlingsluft tief in ihre Lungen strömt. Dann wird auch ihr Körper und Geist die Spannkraft wieder gewinnen, die ihnen vielleicht im Winter verloren gegangen ist.

Endlich muß noch auf den alten Aberglauben über die Frühlingskuren aufmerksam gemacht werden. Es gibt nämlich nicht wenig Leute, die meinen, in der Frühlingszeit habe jedermann eine Art Reinigungskur nötig, damit seine Gesundheit dauernd gefestigt wird. So nehmen sie denn Abführmittel in großen Mengen. Ach, die Toren! Sie ahnen nicht, wie schwer sie sich damit gegen ihre Natur versündigen! Gerade durch diese gewaltigen Reinigungskuren im Frühling wird der Körper ungemein geschwächt, so daß er weniger widerstandsfähig ist gegen die gesundheitlichen Gefahren im Frühling.

Fassen wir alles noch einmal zusammen, so sehen wir, daß eine vernünftige Frühlingshygiene hauptsächlich in Vorsicht, Bewegung und einer naturgemäßen Lebensweise besteht.

Mat.



in im Leben
Danach streben,
Denen eignen Weg zu gehn!
An dem Reiz, das and're wehen,
Selbstsucht, Neid und Rißgünst liehen —
Lern im Leben
Danach streben,
Fest auf eignem Fuß zu stehn!

Willy Ludwig

Fürs Haus

Gehäkeltes Schuhchen (Erforderlich: 15 Gramm weiße Zwirnwohle.)

Man beginnt die Sohle auf einem Anschlag von 7 Maschen und arbeitet in tunessischem Stich, einer guten Form nach. Der Schuhteil ist doppelt gehäkelt, das Futter in tunessischem Stich, die Außenseite in Zwillingsstich, siehe Abbildung 2. Dieser ist wie tunessischer Stich zu arbeiten, nur facht man in jeden 2ten Faden von hinten



Zwillingsstich in tunessischer Häkelarbeit zum Schuhchen.

geht. Man beginnt auf einem Anschlag von 40 Maschen und häkelt als 1te Reihe des Fußblatts 16 Maschen. Die übrigen 24 Maschen bilden die Grundlage des einen Seitenteils, für den 2ten Seitenteil werden die entsprechenden Maschen stets neu aufgeschlagen. Die Reihe: 3 Maschen neu auflegen, dann 22 Maschen Zwillingsstich, aber die 6te und 7te und 18te und 19te Masche zusammenfassen. Die zwischen dem 2maligen Abnehmen liegenden 10 Maschen bilden das Fußblatt. In der 3. bis 5. Reihe am Anfang stets 3 Maschen neu auflegen, am Ende 3 der vorhandenen Luftmaschen dazunehmen. In der 6ten Reihe 12 Maschen neu auflegen, zum Schluß die letzten 12 Luftmaschen dazunehmen. Als 7te Reihe wird

ob die so gewonnene einheimische Jute einen vollen Ersatz böte. So ließen denn auch bereits Stimmen sich hören, welche der geplanten einheimischen Juteproduktion große Zukunft ansagen. Ist doch jeder Bringer einer neuen Sache davon eingenommen und jeder Erfinder ein Optimist. Auch ist noch nicht gesagt, daß die so günstigen Erfahrungen mit der Brenneisel sich auf andere Formen ohne weiteres übertragen ließen — dann fehlt es eben vor allem an praktischer Erfahrung. So dürfte nach der Wiederherstellung geordneter Verkehrsverhältnisse die ausländische Jute wohl nach wie vor verwendet werden und die einheimische ein bloßes Erzeugnis bleiben, wenn freilich damit nicht gesagt ist, daß die heimische Jutefabrikation in kleinem Maße sich halten könnte und für gewisse Produkte ständige Abnehmer fände, ohne je freilich das tropische Erzeugnis aus dem Felde schlagen zu können.

Viel bedeutender sind die Untersuchungsergebnisse auf dem Gebiete des Suchens nach einheimischen Kautschuk liefernden Pflanzen, wodurch außerordentliche Überraschungen gebracht wurden. Seit jeher kommt der Kautschuk aus dem tropischen Amerika und Westafrika. Die Hauptlieferanten sind für Amerika *Hevea brasiliensis* und *guianensis*, zu den Wolfsmilchgewächsen gehörend, und für Westafrika *Kickxia elastica*. Unter welchen Bedingungen in diesen Gebieten Kautschuk beschafft wurde, belegen in deutlicher Weise die Kongogreuel und die Grausamkeiten im südlichen Amerika.

Eine der merkwürdigsten Entdeckungen machten nun schon 1909 Graefe und A. Einsbaur, welche den Kautschukgehalt einer in Oesterreich weit verbreiteten Pflanze untersuchten und fanden, daß ihr Gehalt an Reinkautschuk 0,49 Prozent, ihr Gehalt an Reinkautschuk der Trodensubstanz 19,06 Prozent und der Gehalt der extraktiven Substanz gar 73,21 Prozent (!!) beträgt, ungeheure Zahlen, wenn man bedenkt, daß die genannten und bisher wichtigsten tropischen Kautschukpflanzen nur 0,3 Prozent Kautschuk auf ihre Trodensubstanz enthalten, also mehr als 63 mal weniger als unsere bisher so vergessene einheimische Pflanze. Dieses wahrhafte Wundergewächs aber ist der Rutenlattich (*Lactuca viminea*), der, das Donaultal als Ausfallspforte benützend, von Oesterreich aus nach Süddeutschland hinein sich erstreckt und nach Norden längs der Elbe bis Dresden reicht. Er besitzt zahlreiche rutenförmige Äste, die eine Höhe von zwei Metern erreichen. In allen oberirdischen Teilen, wie auch in seiner dicken Pfahlwurzel besitzt er viele Milchdrüsen mit einem weißen Milchsaft. Tritt dieser bei Verletzungen aus, so ist er erst gelb und klebrig, wird dann kastanienbraun und fadenziehend und zuletzt schwach elastisch.

Weitere Kautschuk liefernde Pflanzen sind die zypressenblättrige Wolfsmilch, welche zwar nicht eine so große Menge Reinkautschuk enthält wie der Rutenlattich, jedoch immer noch neunmal mehr als ihre tropischen Verwandten, nämlich 2,7 Prozent ihrer Trodensubstanz, und sodann die Sandistel (*Sonchus oleraceus*), die, an sumpfigen Orten sehr gemein, noch immer 0,16 Prozent Reinkautschuk enthält.

Alle indes übertrifft der Rutenlattich. Leider fehlen noch Resultate über Versuche seiner Anbaufähigkeit und in betreff der Wertigkeit seines Produktes. Trotzdem dürfte dieser Pflanze gleich der Kessel eine große Zukunft beschieden sein!

So erreichte die Botanik beachtenswerte Resultate. Aber Nacht wurde das bisher verachtete Unkraut zum begehrten Gewächs, das unbeachtetste Kraut zur wichtigen Kulturpflanze. Wenn, wie ausgeführt, auch manches nach dem Kriege sich nicht halten dürfte, so wird doch noch immer ein Erledliches übrig bleiben als herrliche Früchte langwieriger Bemühungen in harter Zeit, und stolz darf da die Naturwissenschaft und mit ihr die Botanik darauf zurückblicken, erneut dem Volke neue Gebiete eröffnet, neue ergiebige Wertquellen erschlossen zu haben.

Meine Erben.

Skizze von Paul Bliß. (Nachdruck verboten.)

Nun war ich also tot. Man hatte meinen entseelten Leib in einen kostbaren Sarg gelegt, rund herum waren Palmen und Lebensbäume aufgestellt und am Kopfende brannten bide, gelbe Kerzen, die in schwer silbernen Randelabern stekten — eine heillose Verschwendung, über die ich mich noch im Tode ärgerte. Neben meinem Lager stand der Sargdeckel, über und über bedeckt mit breit beschliffenen Vorbeerkränzen, — ganz so, wie es sich für einen in Arger grau gewordenen Hauswirt geziemte.

Sollte ich armer, alter Junggeselle, den seine zärtlichen Erben nun endlich totgepflegt hatten, noch Parade stehen, bevor man mir Zeit ließ, meinen einsamen Weg nach dem Friedhof zu tun.

Wie gesagt, mein Leib war tot. Aber meine Seele lebte. Und sie war noch nicht aufgeschlattert in den Äther. Sie war ein wenig neugierig, war sie doch die Seele eines Hauswirts, — sie wollte dabei sein, wenn meine zärtlichen Erben den Raub teilten. Ich hatte nämlich verfügt, daß mein Testament unmittel-

bar nach meiner Grablegung eröffnet werden sollte! — Meine Seele hatte sich ängstlich verborgen; ganz tief in meinem alten gläsernen Uhrgehäuse lag sie und lauschte.

Meine Erben nahmen die Beileidsbezeugungen entgegen. Die Honneurs machte mein Neffe, ein stattlicher Bierziger, dem man den Lebemann sofort ansah. Er war tadellos gekleidet, denn sein Kredit war wieder hergestellt, seit ich entschlummert war. Sein Gesicht glänzte im rotbläulichen Schimmer, denn er hatte gestern Abend die Schlüssel zu meinem Weinkeller gefunden. Er war müde zum Umfallen, aber er zwang sich eine Trauermiene auf und spendete mir so übermäßig viel Lob, als ob er mein Universalerbe wäre.

Neben ihm stand seine Schwester, eine guterhaltene Witwe von fünfzig Jahren, die sich zu dieser fröhlichen Todesfeier ein hochmodernes Trauerkleid auf Pump genommen hatte, und während sie mit schluchzender Stimme immer aufs neue meine edle Gesinnung pries, als ob ich nie einen Mieter gesteigert oder gar ermittelt hätte, ließ sie ihre Blicke über die Kleider der londoner Damen gleiten, ob auch nicht eine eleganter und modischer gekleidet war als sie.

Ganz hinten in der Ecke, verdeckt durch ein Arrangement hoher Topfgewächse, stand der Sohn dieser Witwe, ein flotter Bursch von zweiundzwanzig Jahren mit zerhacktem Gesicht und unterhielt sich mit meinem Zimmermädchen, einem fieschen, kleinen Ganschen, dem das einfache schwarze Kleid vortrefflich stand.

Schier endlos waren die Beileidsbezeugungen, und nie hätte ich mir träumen lassen, daß mir so viel anteilnehmende Freunde auf dieser Welt lebten. In allen Tonarten wurde mein Lob gesungen, und Verdienste wurden mir nachgesagt, die ich nie im Leben gehabt hatte. Fast alle meine Mieter waren dagewesen und hatten Kränze gebracht. Das gerade hatte mich am meisten geärgert. Denn noch jetzt muß ich es frei und offen bekennen, daß ich ihnen ein Tyrann im Hause war. Mein Schuster und mein Schneider, denen ich immer die Rechnungen gefürzt und sie dann erst nach Jahren bezahlt habe, auch sie hatten mir Lorbeer gespendet. — Sogar mein Barbier war gekommen, dieser Mann, den ich geärgert und geizt habe zum Götterbarmen, auch er brachte einen Kranz geschleppt.

Ah, mir wurde ganz elendhaft, als ich all die Erbarmlichkeit und Freigiebigkeit und Heuchelei sah! Aus aufrichtiger Teilnahme hatte mir keiner etwas gebracht, denn sie hatten mich alle, alleamt. Das wußte ich. Aber das gerade wollte ich auch. Mir war meine Jugend, mein Glück, meine Liebe gestohlen worden und so hatte man aus mir einen Menschenfeind gemacht; ich wollte tyrannisieren und knechten, meine Verwandten wie die fremden Leute, — ich wollte von allen gehaßt und gefürchtet sein, weil ich den Glauben an die Menschheit verloren hatte.

Langsam bewegt sich der lange Trauerzug durch die Straßen. Viele Neugierige stehen und gaffen den überreichen Blumenschmuck an. Und meine Seele flattert mit.

Endlich ist der Friedhof erreicht. Das junge, frische Grün des ersten Frühlings schießt empor. Aus allen Zweigen erklingen lustige Lenzstimmen. Millionen kleiner bunter Blumen schmücken die Erde, und frischer, würzigduftender Geruch liegt rings in der Luft. Ach, es ist schön, im Frühling zu sterben.

Eine endlos lange Grabrede. Wieder Lob und Lob. Dann ein Schluchzgesang, sehr stimmungsvoll und schön. Dann ein stilles Gebet. Und dann rollen die ersten Erdschollen auf den Sarg. Es ist vollbracht. Ruh' aus, mein alter, müder Leib, jetzt hast du Frieden.

Nach einer Stunde war mein blumengeschmückter Hügel einsam und verlassen.

Aber da, eben als die letzten Strahlen der sinkenden Sonne auf meine Ruhestätte fallen, da naht sich noch jemand.

Eine Frau, gebeugt und am Stod gehend, tief verhüllt im schwarzen Schleier. Langsam kommt sie näher. Sie bringt einen kleinen Kranz von düstigen Weiden. Mit zitternden Händen legt sie die Spende auf den Hügel nieder. Und dann preßt sie die Hände ans Gesicht und weint lange und bitterlich.

O, wie meine arme, alte Seele aufjauchzt!

Die ersten wahren Tränen, quellend aus hehem Herzen — so habe ich also doch nicht umsonst gelebt!

Ja, meine gute Alte, weine nur — deine Trauer tut mir so wohl nach all der Heuchelei.

O, ich entsinne mich des Tages noch, als wir beide zum ersten Male uns fanden! Der Flieder blühte. Ganze Wogen voll Duft umhüllten alles rings umher. Und im flutenden Sonnenlicht schwamm die prangende Welt.

Ich war eben gelandet. Mein Boot hatte ich befestigt. Und nun kam ich ans Land. Da sah ich dich. Wie von einem Zauber geblendet stand ich still. Prangend in der Fülle deiner ersten Jugendblüte standest du vor mir. Ich glaubte zu träumen. Wie ein Märchen kam mir da alles vor. Und wie besungen von diesem

„Aber es muß doch kommen, er hat den rechten Glauben und kann auf sein Glück warten. Rauhhafter Sonnennaturen zwingen das Glück.“

„Da für will ich beten.“

Seliges, beseligendes Liebesgeplauder füllte die nächste Stunde. Wenige Tage später fuhr ein Auto den Schloßberg hinan. Drei frohe Menschen saßen darin.

Auf dem alten Bergfried von Hohen-Arnstein ging die Wappenfahne hoch. Waldeemar grüßte sie mit leuchtenden Augen.

„Ihr alten Farben, die von den Ahnen meines Geschlechts in so mancher blutigen Schlacht zu des Vaterlandes Bestem getragen wurden, ich darf die Blide stolz zu euch erheben, — auch ich habe meine Pflicht erfüllt, mit Kraft und Blut. Flattert mir, ich grüße euch!“

So fuhr der Schloßherr voll Stolz und Hossen in die Burg seiner Väter, an einem schönen Lenztag des Jahres 1916. Es war eine ernste Zeit voll Kraft und Mut, in Wiesbaden hatten sie bei Spaziergängen das Wuchten der Geschütze von Verdun gehört, wo die französische Armee zerhämmeret wurde.

9. Verlorene Wege.

Graf Waldeemar atmete auf in der Heimat, die er im Schlachten-graus nun so lange entbehrt hatte. Er fühlte, wie sein Herz sich aufrichtete. Und war ein Stachel, der immer noch schmerzte.

Sie, der all sein Lieben galt, war nahe und doch so fern. Aber in seinem Herzen war der Glaube an das Gute in ihr nicht erloschen. Sie würde, sie mußte eines Tages den verlorenen Weg wieder finden. Das war sein Hossen!

Die Baronin hatte sich an einem schönen Nachmittage frei gemacht und besuchte ihn auf Schloß Hohen-Arnstein. Unermüdlich plauderte die alte Dame von allem Möglichen. Waldeemar gab lächelnd Bescheid, er wußte, was kommen würde. Und richtig, es kam auch.

„Ich habe Ihnen nun so viel Verlorendes von unserem arbeit-gefügten Dasein auf Seeburg erzählt, das zu einem Paradies für die braven Streiter geworden, daß sie gewiß sich bald einmal durch den Augenschein überzeugen werden, wie gut es unsern feldgrauen Pflöglingen geht. Wann dürfen wir Sie einmal erwarten?“

Die Frage kam so plötzlich heraus und die Augen der alten Dame funkelten ordentlich listig. Waldeemar unterdrückte mit einiger Mühe ein Lächeln.

„Sie wissen, daß wir der Weg nach Seeburg versperrt ist. Ich kann jene Stunde nicht überwinden!“

„Ah, — Sie können nicht! Nein, der Wille fehlt. Wo der vorhanden ist, da findet sich auch ein Weg.“

„Sie haben recht, Feuerste, ich will auch nicht, weil ich nicht darf.“ Streilustig bligte ihn die kleine Dame an.

„Neben Sie doch nicht solchen Unsinn. Was könnte Sie wohl hindern, wenn das Herz den Weg sucht?“

„Meinem Herzen sind nicht die Wege vorgezeichnet worden.“

„Das ist ein bodenloser Trost und ich zürne Ihnen ernstlich deshalb.“

„Das tut mir sehr leid, ich muß es aber hinnehmen.“

„Ist so etwas nicht unerhört. Soll der Mensch Trost und Born in seinem Herzen so die Oberhand gewinnen lassen? Sie sitzen hier und sehnen sich nach ihr, denn daß es anders ist, machen Sie mir nicht weiß. Drüben auf Seeburg wartet eine von einer Stunde zur andern, ob ein gewisser Mensch nicht doch zu ihr findet und als kluger Mann den Streit erleichtert. Reinen Sie, ich sei blind und sehe nicht, wie sie sich abhärmt? Seit Sie wieder hier sind, lebt das Kind in einer Aufregung. O, ich habe für so was einen untrüglichen Blick. Nun nehmen Sie endlich einmal Vernunft an und machen Sie den Anfang zu einer Anbahnung eines Verkehrs. Sie kann Ihnen doch nicht um den Hals fallen! Sie sind damals schwer gekränkt worden, das gebe ich zu. Aber der Mensch soll in christlicher Barmherzigkeit verzeihen und — ein bißchen Schuld tragen Sie auch, denn Sie haben ihr den Ring hingeworfen, — das war übereilt und hat in Marga all den Unsinn noch verstärkt. So sollten Sie auch ein Einsehen haben und ganz unbefangenen nach Seeburg kommen.“

Auf Waldeemar machte die lange heftige Rede der erregten Dame einen eigenartigen Eindruck. Er freute sich, daß Marga seine Anwesenheit bedrückend fühlte, erkannte er doch daraus, daß sie ihn noch liebte. Andererseits machte ihm die streitbare Dame Vergnügen, welche es beinahe fertig brachte, den Spieß umzu-kehren und ihn als Schuldigen zu stempeln.

„Liebe Freundin, es tut mir leid, Ihnen eine Enttäuschung bereiten zu müssen. Allein ich muß Ihnen bekennen, daß es mir unmöglich ist, nach Seeburg zu kommen. Eines Mannes Liebe ist etwas Großes, wer sie einmal gering geachtet hat, dem fällt sie kein zweites Mal wieder in den Schoß, es sei denn, er bemühe sich darum. Mich nochmals anzutragen verbietet mir mein Stolz.“

Mag ich auch noch so sehr darunter leiden. Im übrigen lassen Sie bitte die Dinge gehen, — Glück will reifen, um eine volle Frucht zu werden.“

„Gut, ich sage mich. Aber es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie nicht mehr dem Bilde eines ritterlichen, edel verzeihenden Mannes entsprechen, das ich mir früher von Ihnen machte. Nun meint man es so von Herzen gut und möchte Ihnen ein Glück sichern, jetzt verschließen sie sich selbst den Weg dazu. Aber mich sehen Sie sobald nicht wieder.“

„Was ich von Herzen bedaure. Zu Helmas Hochzeit am nächsten Montag werden Sie doch wohl erscheinen?“

„Natürlich — — meinen Sie, ich sei so herzlos, das liebe Ding entgelten zu lassen, was Sie mir antun.“

„Leider werde ich nicht umhin können, zugegen zu sein, kann Ihnen also meine Gegenwart nicht ersparen.“

„Spotten Sie nicht, — nehmen Sie sich lieber ein Beispiel an dem jungen Paare, das in so schwierigen Verhältnissen die Treue wahrte.“

„Ich bin noch nie mit einem Gedanken untreu gewesen.“

Dieses Bekenntnis kam mit solchem Ernst von seinen Lippen, daß die gute Baronin ihm nicht länger zürnen konnte.

„Ach, es ist ein wahrer Jammer, daß ihr beide euch nicht helfen lassen wollt.“

Stumm küßte er ihr die Hand, als sie sie verabschiedete. — — —

(Schluß folgt.)

Kriegsbotanik.

Von Dr. Edmund Scheibener. (Nachdruck verboten.)

Die Gewähr für einen erfolgreichen Feldzug liegt nicht zum wenigsten auch in der wirtschaftlichen Stärke eines Volkes, das ihn zu bestehen hat, in der wirksamen Zusammenarbeit geistiger wie körperlicher und materieller Kräfte, verbunden mit bestmöglicher Anpassung an die durch die veränderte Sachlage geschaffenen Zustände. So mußten für eine Anzahl von Produkten, welche durch die Störung des Handelsverkehrs in nur ungenügender Menge oder überhaupt nicht mehr erhältlich, jedoch unbedingt notwendig sind, sei es an den Fronten oder im Innern des Landes, Mittel und Wege gefunden werden, sie trotzdem zu schaffen, wenn anders nicht tiefgreifende Störungen im Wirtschaftsleben entstehen sollten. — An der Lösung dieser Aufgabe haben besonders auch die Naturwissenschaften ein hohes Verdienst und alle ihre Zweige sind daran beteiligt.

Wertvolle Dienste erwies die Botanik dem Volkstörper in der Aufdeckung zahlreicher neuer Pflanzen als Nahrungsmittel, in Vorschlägen für deren rationellen Anbau, wertvollere jedoch in der Heranziehung einheimischer technisch wertbarer Arten, wovon besonders die Rede sein soll. Schon eine bloße Nennung der zu erreichenden Ziele erhärtet die Wichtigkeit dieser Aufgabe: Nahrungsmittel, Rohstoffe für die Industrie, zum Ersatz für Zule und Baumwolle, überhaupt von technisch verwertbaren Faserpflanzen, Ersatz für die bisher tropischen Lieferanten des Kautschuks und andere Probleme. Was insonderheit die in Frage kommenden Gespinnst-Faserpflanzen anbetrifft, so sollen es Formen sein, welche ein mindestens ebenbürtiges Erzeugnis liefern, dessen Verarbeitung technisch keine allzu großen Schwierigkeiten bietet, dessen Herstellung durch schon bestehende technische Anlagen möglich ist und welches daher zu billigen Preisen in den Handel kommen kann. Dann aber sollen es auch Formen sein, welche keine allzu großen Ansprüche an ihren Anbau stellen, auf jedem Boden fortkommen und deren Pflanzungen daher noch wichtigere Kulturgewächse wie beispielsweise Getreide- oder Gemüsepflanzen, nicht des schon an und für sich oft knappen Raumes berauben.

Eine solche Form ist in hervorragender Weise die Brennessel, welche wohl alle diese Bedingungen erfüllt und aus deren Stengel-fasern bereits ein ausgezeichnetes Garn hergestellt wird. Der Gedanke freilich, die Nesselfasern in der Textilindustrie zu verwerten, ist nicht neu; denn schon Albertus Magnus (Albert von Bollstedt), der einst weltberühmte Scholastiker (1193—1280) erwähnt die Brennessel als Gespinnstpflanze. Sie wurde demnach wie noch so manche Form früher bereits dazu nutzbar gemacht und geriet erst in Vergessenheit, als die Baumwolle ein weit billigeres und besseres Produkt lieferte, als es die Nessel bei den damaligen unvollkommenen Methoden bringen konnte. So bestanden noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Leipzig Nesselspinn-fabriken. Erst der Krieg ließ, als durch ihn die Zufuhr stark unter-bunden wurde, sich ihrer wieder erinnern.

Insonderheit in Österreich fand sie allgemeine Beachtung, ließ doch das Kriegsministerium im Sommer vorigen Jahres in allen Teilen der Monarchie durch Soldaten und Kriegsgefangene die Brennesseln auffammeln, wodurch eine Menge von wenigstens 20000 Meterzentnern geerntet wurde, die voraussichtlich eine

patentierten Verfahren von Prof. Dr. O. Richter, Wien, wird die Faser in einer Anzahl von Fabriken bereits verarbeitet. Zuerst wurden die Fasern mit konzentriertem Ammoniak von dem übrigen Gewebe gesondert, welche Methode sich aber als zu teuer erwies und daher als unpraktisch verworfen wurde. Jetzt findet ein viel einfacheres Verfahren Anwendung. Die Nesseln werden einfach eine bis anderthalb Stunden in Wasser gelegt, worauf sie gebrochen und gehechelt werden. Durch Abtöchen in einem Seifenbade von 0,5–2 Prozent wird die Faser von allen etwa noch anhaftenden Gewebeteilen befreit, wodurch eine ganz außerordentlich feine Faser erhalten wird, welche zu den feinsten Garnnummern versponnen werden kann.

Endlich können die bestehenden, auf Verarbeitung von Baumwolle eingerichteten Maschinenanlagen in den Spinnereien mit nur geringfügigen Änderungen zur Bearbeitung der Nesselfasern eingerichtet werden. Verschiedene Stoffe werden schon hergestellt, wie solche für Blüchen, Säde und Zwillichosen. Handelt es sich jedoch um Herstellung feiner Nesselgarnnummern, so ist ein geringer Zusatz von Leinenabfällen notwendig, damit ein sicheres Laufen der Maschinen gewährleistet wird.

Überall kommt überdies die äußerst genügsame Nessel fort, jeder Schutzplatz, jedes noch so wüste Feld bietet ihr reichliche Existenzbedingungen, und wenn nur die Belichtung nicht zu stark ist, so braucht sie während zehn Jahre kaum gedüngt zu werden, da sie imstande ist, selbst äußerst geringe Stickstoffmengen dem Boden zu entziehen.

Man sieht leicht ein, daß die Nessel in erster Linie den genannten Bedingungen, wie der Leichtigkeit und Anspruchslosigkeit im Anbau, der Billigkeit ihrer Verarbeitung und der Vollkommenheit ihres Produktes, nachkommt, und daher wohl zu den wichtigsten einheimischen Textilpflanzen gerechnet werden darf, da sie imstande ist, in wirksamer Weise mit der tropischen Baumwolle zu konkurrieren und zwar nicht nur während des Krieges als vielmehr auch nach dem Kriege. Denn es ist doch von Wichtigkeit, zu unterscheiden, ob ein Produkt bloß während der jetzigen schwierigen oder gestörten Zufuhrverhältnisse nur als gelegentliches Ersatzprodukt oder aber auch nach Wiederherstellung der gewohnten Verkehrsverhältnisse als Dauerprodukt ständig sich zu behaupten imstande ist. So glaubt der Erfinder seines Ersatzverfahrens, Dr. O. Richter, daß die Zentralnächte dadurch nicht nur in der Lage wären, ihre Baumwollvorräte zu strecken, sondern auch später von der Baumwolleinfuhr aus Amerika unabhängig sein würden.

Noch eine Menge von Pflanzen wurden schon genannt bezüglich der Frage des Ersatzes ausländischer Gespinnstpflanzen durch

einheimische Arten, so der Hopfen, von dem noch die Hebe sein wird, der allbekannte Oleander, der weiße Honigflee (Melilotus albus), der auf sandigen Hügeln, an sonnigen trockenen



Groß und klein gefellt sich gern. (Mit Text.)
(Generalstab.)

Abhängen so häufige Besenginster (Saxothamnus scoparius), endlich auch die Schwalbenwurz (Vincetoxicum officinale), das mit der Nessel verwandte Glasraut und die Malve (Malva officinalis), welche alle als Faserpflanzen in Betracht kommen. Einige davon wurden schon früher als Gespinnstpflanzen verwendet, wie die Malve, welche nach dem Zeugnis von Papias und Isidor schon im siebenten Jahrhundert von dem Bischof von Sevilla zur Herstellung von Kleidern benutzt wurde. Ihre Blüten geben eine weinrote Farbe. Wenn daher der um 800 n. Chr. lebende Frankengilbert von der Tochter Karls des Großen, Gisela, berichtet, sie hätte in einem malvenen Kleide gezwängt, so kann damit sowohl der Stoff, als auch die Farbe gemeint sein.

Schon im 18. Jahrhundert wurde aus den Stengeln des Hopfens eine grobe Faser gewonnen, und von den Schweden wird um 1750 berichtet, daß sie ein höchst eigentümliches Verfahren der Fasererzeugung kannten. Sie brachten die Stengel in die feuchtwarmen Dünste oberhalb der Viehställe, wo diese nach kurzer Zeit „reif“ wurden, um getrocknet sich wie Flachschwingen und hecheln zu lassen. In neuerer Zeit (1877) nahm sodann J. D. Nördlinger ein Patent auf eine viel kurzfristige Behandlung der Hopfensfaser. Darnach werden die Fasern in Wasser mit Seife und Soda-

zusatz gekocht und nach nochmaligem Kochen in Wasser mit Essigzusatz ausgewaschen. In wenigen Stunden erhält man so ein zum Hecheln fertiges Material. — Auch der Besenginster war früher bekannt zur Herstellung von Schürzen, Sad- und gröberen Kleiderstoffen. Noch vor etwa 150 Jahren wurde seine Verarbeitung in Frankreich und noch im letzten Jahrhundert in Italien als Hausindustrie betrieben. Die in Garben gebundenen Stengel wurden getrocknet

und geklopft, so daß sie aufsprangen, hierauf in feuchter Erde unter Luftabschluß „gegoren“, sodann gewaschen und geschlagen, bis die Rinde sich löste und nach erneutem Waschen und Trocknen entfasert, welcher ganze Vorgang etwa drei bis vier Wochen erforderte. — Endlich ist noch das Weidenröschen (Epilobium angustifolium) zu erwähnen, aus dessen Stengelfasern in den skandinavischen Ländern Stride gedreht wurden.

Neben dieser Gruppe, welche als Ersatz in Betracht kommt, da, wie die angeführten Notizen lehren, praktische Erfahrungen vorliegen, scheiden andere wohl völlig aus, wie Oleander, die Schwalbenwurz und das Glasraut; der erstere aus klimatischen Rücksichten, die eine Zucht im großen nicht wohl zulassen, und die anderen, weil sie häufiger auftreten, das Glasraut sogar erst südlich der Alpen.

Etwas anderes ist es mit dem Hopfen und dem Besenginster,



Schneeschmelzkeßel im Gebirgskrieg.



Mannschaften eines deutschen Sturmtrupps in der neuesten Ausrüstung.
Der Mann in der Mitte trägt eine Handgranatenumhänger, die völlig mit Handgranaten behängt wird.

beide werden heute in der Textilindustrie verwendet. Der Ginster nimmt überall selbst mit dem trockensten oder unfruchtbaren Boden vorlieb, welcher also durch Ginsterpflanzungen nutzbar gemacht werden könnte, währenddem der Hopfen bekanntermaßen namentlich in Süddeutschland und Böhmen schon längst in Kultur genommen ist: über 40000 Hektaren sind allein im Deutschen Reich damit bedeckt und von der ganzen Ernte dieser großen Bezirke wußte man bis unlängst mit den übrig bleibenden langen Stengeln nichts anderes anzufangen als sie beiseite zu werfen. Jetzt aber ist besonders in Österreich reges Interesse für sie vorhanden, wurden doch letzten Sommer auch die Hopfenstengel vom Staat beschlagnahmt.



Erzellenz Generalleutnant Ritter von Aenecht.
(Senferti Generalstab. (Mit Text.))

daß die Bezeichnung „Jute“ herrührt von der schon im Sanskrit als „djuta“ erwähnten indischen djut-Faser. Spät erst wurde sie in Europa bekannt. Als erster sandte der Engländer Dr. Roxburgh als Direktor der ostindischen Handelsgesellschaft 1795 einen Ballen solcher Faser nach England. Aber erst im zweiten Viertel des folgenden Jahrhunderts fand dort der neue Fasertoff

Beachtung. Die Rohfaser wird mittels hydraulischer Pressen in Ballen von 180 Kilogramm gepreßt, von denen Bengalen jährlich über 5,6 Millionen ausführt. 1890 kamen beispielsweise 1500 Millionen Kilogramm im Werte von 160 Millionen Mark nach England, um besonders in Dundee verarbeitet zu werden.

Eine andere Frage ist nun aber, ob die einheimischen „Jutepflanzen“ wie Hopfen und Ginster und vielleicht auch das Weidenröschen, imstande sind, der ausländischen Jutefaser die Spitze zu bieten, mit andern Worten, ob sie als Dauerprodukt sich zu behaupten imstande sind und etwa gleich der Kesselfaser bei rationellem Anbau und ausgiebigster Verwertung den Bedarf der Zentralmächte auch nach dem Kriege vom englischen Markte unabhängig machen können, oder ob sie stets nur Ersatzprodukt oder Nothelf bleiben.

Die Vorteile wurden bereits auch erwähnt: der bestehende Anbau des Hopfens und die Bedürfnislosigkeit des Ginsters bezüglich seiner Bodenanprüche. — Das Weidenröschen verhält sich wie der Ginster.

Dichte Waldstellen, Holzschläge sind seine Standorte, an denen es besonders im Süden in großer Menge sich findet, die Stengel könnten durch Schulkinder eingesammelt werden, was den Vorteil der Billigkeit der Gewinnung böte. Indessen liegen wägbare praktische Erfahrungen erst für den Hopfen vor, für die andern fehlen sie oder sie fielen wie bei der Verwertung des Weidenröschens ungünstig aus.

Um beispielsweise allein mit Hopfenfaser auf dem Jutemarkte erfolgreich konkurrieren zu können, wäre die Produktion großer Mengen erforderlich, und so der Anbau anderer wichtiger Kulturpflanzen geschmälert. Neu auch wäre für die Spinnereien die Gewinnung des zu verarbeitenden Materials, da sie bisher immer die fertige Rohfaser bezogen. Auch ist noch keineswegs ersichtlich,



Erzherzogin Theresie von Österreich als Rotkreuz-Schwester an der italienischen Kampffront.



Österreichische Verpflegungsstation in einem Hafenort der südlichen Adria. (Mit Text.)
(Senferti k. u. k. Kriegsgewinnstreckung Wien.)